

- Schuldt, Jürgen (1997): Dineros alternativos para el desarrollo local. Lima
- Schultz, Helga (2002): Self-Determination and Economic Interest: Border Drawing after the World Wars. In: National Borders and Economic Disintegration in Modern East Central Europe, Hg. Uwe Müller/Helga Schultz. Berlin: 109-124
- Seger, Martin/Beluszky, Pal, Hg. (1993): Bruchlinie Eiserner Vorhang. Regionalentwicklung im österreichisch-ungarischen Grenzraum (Südburgenland/Oststeiermark – Westungarn) (= Studien zu Politik und Verwaltung Bd. 42). Wien/Köln/Graz
- Senghaas, Dieter (1982): Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen. Frankfurt am Main
- Siegler, Heinrich, Hg. (1963): Wiedervereinigung und Sicherheit Deutschlands Bd. I (1944–1963). Bonn/Wien/Zürich
- Strohmeier, Gerhard (1995): Schöpfung, Verklärung, Distanznahme. Zur Wahrnehmung von Natur und Landschaft an der Grenze. In: Kulturen an der Grenze. Waldviertel-Weinviertel-Südböhmen-Südmähren, Hg. Komlosy Andrea/Bůžek Václav/Sváték František. Wien: 17-34
- Szlajfer, Henryk (1990): Economic Nationalism of the Peripheries as a Research Problem. In: Economic Nationalism in East-Central Europe and South America, 1918–1939, Hg. Henryk Szlajfer. Genf
- Szlajfer, Henryk (Hg.) (1990): Economic Nationalism in East-Central Europe and South America 1918–1939. Genf
- Szücs, Jenő (1991): Die drei historischen Regionen Europas. Frankfurt am Main
- Teichová, Alice (1988): Kleinstaaten im Spannungsfeld der Großmächte. Wirtschaft und Politik in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit. Wien
- Varga, Eva (1999): Technische und mentalitätsgeschichtliche Aspekte des Eisernen Vorhangs an der österreichisch-ungarischen Grenze. In: Grenze im Kopf. Beiträge zur Geschichte der Grenze in Ostmitteleuropa, Hg. Peter Haslinger. Frankfurt am Main: 19-27
- Wallerstein, Immanuel (1984): Der historische Kapitalismus. Berlin
- Wallerstein, Immanuel (1998): Das moderne Weltsystem Bd. 2 – Der Merkantilismus. Europa zwischen 1600 und 1750. Wien
- Weichhart, Peter (1999): Territorialität, Identität und Grenzerfahrung. In: Grenze im Kopf. Beiträge zur Geschichte der Grenze in Ostmitteleuropa, Hg. Peter Haslinger. Frankfurt am Main: 28-40
- Weiss, Ruth/Mayer, Hans (1984): Afrika den Europäern. Von der Berliner Konferenz 1884 zum Afrika der neuen Kolonisation. Wuppertal
- Wolpe, Harold (1976): Kapitalismus und billige Arbeitskraft in Südafrika: von der Rassentrennung zur Apartheidspolitik. In: Wanderarbeit im Südlichen Afrika. Ein Reader. Francis Wilson u. a. Bonn: 99-141

Hans-Heinrich Nolte

Deutsche Ostgrenze, russische Südgrenze, amerikanische Westgrenze Zur Radikalisierung der Grenzen in der Neuzeit

Im Folgenden werden drei Grenzen verglichen, die zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Räumen wichtig geworden sind: die deutsche Ostgrenze des Mittelalters, die russische Südgrenze der Frühen Neuzeit und die amerikanische Westgrenze der Neuzeit. Alle drei waren wandernde Grenzen in breiten Grenzsäumen, an denen kontinuierliche Expansion von der ökonomisch und vor allem militärisch leistungsfähigeren Gesellschaft in die schwächere hinein legitimiert wurde. Diese Situation bot Angehörigen der stärkeren Gesellschaft Chancen auf Wohlstand und sozialen Aufstieg und bedrohte die Angehörigen der schwächeren mit sozialem Abstieg oder sogar Tod. Unterschiede zwischen den drei Fällen werden deutlich: Blieb in Russland der Zentralstaat wichtigster Träger, waren es in Deutschland und Amerika regionale Mächte; bot das Reich den Unterworfenen die Chance, nach der Taufe integriert, und der Zar sogar die, auch ohne Taufe in den Machtaufbau Moskaus kooptiert zu werden, so bot Amerika höchstens die Chance, in Reservationen auf den schlechtesten Böden des Landes zu überleben. Die Expansionen waren abgeschlossen, als jeweils Linien erreicht waren – im Fall der Ostexpansion die Grenze zwischen dem Heiligen Römischen Reich und Polen, in den amerikanischen und russischen Fällen die Küste der Meere.

Die deutsche Grenze zu den Slawen

Im Westen Europas beanspruchten die Eliten, die sich selbst „Stämmen“ wie den Thüringern oder Franken zurechneten und langsam zu Deutschen und Franzosen, später zu Niederländern, Belgiern und Luxemburgern wurden, alle das Erbe Karls des Großen, ob rechts oder links der Maas. Auch wegen der wechselnden Zugehörigkeiten von Ländern wie Lothringen oder Burgund konnte man in dem im 10. Jahrhundert entstehenden „Königreich Deutschland“ nicht dem Westen die „Stirn bieten“ (das Wort frontera o.ä. der romanischen Sprachen kommt vom lateinischen Wort frons: die Stirn, das Äußere), noch wurde der schmale „Bord“ zu Dänemark zum Ausgang des deutschen Wortes (wie im Englischen „border“). Vielmehr war der Übergang zu den slawischen Ländern im Osten

die eigentliche „Grenze“, weshalb das westslawische Wort *granica* zum deutschen Lehnwort wurde (Kluge 1967).

Die Grenze war lange ein Stück des gesamteuropäischen, expandierenden Übergangsraumes von der christlichen zur heidnischen Welt, die zu missionieren man verpflichtet war, aus der man aber auch Sklaven kaufte. Durch die Mission und die Einbeziehung in den mediterranen Kulturbereich wurde im Verlauf des gesamten Mittelalters, von der Christianisierung der Franken im 5./6., der Tschechen im 9. und der Russen im 10. bis zu jener der Litauer im 14./15. Jahrhundert, das „neue“ Europa geschaffen, oft durch den Übertritt von Adel und Volk bei Wahrung der Selbstständigkeit. So war – im Verhältnis zum griechischen Osten und lateinischen Westen der mediterranen Welt – zwischen Rhein und Donau im Süden und Eismeer und Wolga im Norden bzw. Osten das „dritte“ Europa entstanden (Samsonowicz 2000; Graus 1980).

An der deutschen Ostgrenze erweiterten Fürsten des Heiligen Römischen Reiches bzw. der Deutsche Orden ihre Herrschaft, bis diese Expansion im Süden im 10. Jahrhundert an der Leitha und im Norden im 13. Jahrhundert an der Narwe zum Stehen kam und in diesem Sinn ihre Grenze fand (Dralle 1991; Higounet 1990; Strzelczyk 2001). Im 15. Jahrhundert gelang es Polen und im 16. Jahrhundert Schweden, die Territorien des Deutschen Ordens zu erobern; die im 14. Jahrhundert gefundene Grenze zwischen dem Heiligen Römischen Reich (besonders Schlesiens als einem Land der böhmischen Krone) und Polen blieb jedoch bis zu den Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts stabil (und bis zum Ende des Deutschen Bundes 1866 eine Grenze).

Im Einzelnen: Nach den Siegen über Ungarn und Slawen 955 wurden unter dem deutschen König Otto I. Mission und Herrschaft über die Enns und die Elbe hinweg (wieder) nach Osten ausgebreitet. Diese Expansion war einer der Gründe, wegen der Otto 962 als Beschützer der Kirche zum Kaiser gesalbt und das römische „Augustus“ als „Mehrer des Reiches“ (falsch) für die Titulatur übersetzt wurde (die bis Napoleon gültig war): Expansion bot Legitimation. Umgekehrt war es eine Folge der Niederlage Ottos II. in der Schlacht bei Cotrone 982 gegen den fatimidischen Emir von Palermo, dass die unterworfenen slawischen Stämme zwischen Elbe und Oder 983 zu ihrer alten Religion zurückkehrten und für anderthalb Jahrhunderte zwischen den christlichen Königreichen Polen und Deutschland heidnische Fürstentümer und Republiken bildeten (Herrmann 1974).

Erst mit der Kreuzzugsbewegung (Richard 2000) wurde die deutsche Ostexpansion (Nolte 1975; vgl. kritisch zum Begriff Schlesinger 1975) neu begonnen. Aus dem Gesamtzusammenhang der europäischen Expansion des Hochmittelalters (Nolte 1992; ohne das deutsche Beispiel: Feldbauer 2001) kann man die Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität durch den Übergang zur Dreifelderwirtschaft (Mitterauer 2002) und die Entwicklung des Panzerreiters als entscheidende Waffengattung als Voraussetzungen herausheben. Man konnte die Panzerreiter besiegen, wenn man sie aus der Ferne mit Pfeilen überschüttete oder in unwegsames Gelände lockte; jedoch das offene Feld gegen sie zu halten war schwer. Die europäischen Mächte nutzten diese militärische Überlegenheit nicht nur in der Levante, sondern auch gegen die Heiden in Mittel- und Osteuropa. Die Grenze war entsprechend ein Raum der Expansion auf Kosten der Nachbarn – von Slawen, Balten und Esten. Die ethnische Zuordnung war dabei nicht entscheidend, sondern jene zur Christenheit.

Wie wurde die Ausbreitung legitimiert? Offiziell hat auch die lateinische Kirche Mission mit dem Schwert nicht für richtig gehalten, sie hat aber die Kreuzzüge als Kampf gegen „abgefallene“ Christen gerechtfertigt – also gegen jene Sizilianer, Andalusier oder Palästinenser, welche nach der muslimischen Eroberung zum Islam oder zum Judentum übergetreten waren – und für Apostasie die Todesstrafe gefordert. Gegen die Slawen zwischen Elbe und Oder wurde vor dem Wendenkreuzzug daran erinnert, dass sie unter Otto I. zum Christentum übergetreten waren (Kahl 1973). Ähnlich wurde später gegen Pruzen oder Liven (also die baltische Urbevölkerung des mittelalterlichen Preußen und die finno-ugrische um das heutige Riga herum) argumentiert: Oft hatten sie von den ersten Missionaren die Taufe angenommen – freilich in der Vorstellung, dass man sie im Wasser auch wieder abwaschen könne, wie die Liven das versuchten. Voraussetzung für den Kreuzzug war aber eine Bulle des Papstes. 1147 wurde dem sächsischen Adel erlaubt, anstelle des Zugs nach Jerusalem die Privilegien des Kreuzzugs auch beim Zug gegen die „Wenden“ zu erlangen (Lotter 1977). Auch für andere Kreuzzüge, zum Beispiel zur Eroberung des heutigen Lettland 1201, gab es eine Bulle des Papstes (Heinrich von Lettland: Kapitel 4). Man hielt den Kreuzzug für den Willen Gottes, aber dessen Verkündung lag in der Kompetenz einer relativ gut organisierten Institution.

Wer trug die Expansion? In der ottonischen Zeit, im 10. Jahrhundert, war es der Kaiser; vom Wendenkreuzzug an waren es einzelne Fürsten. Heinrich der Löwe hatte sicher selbst Ambitionen auf den Thron in Aachen, nach seinem Sturz 1180 und der Aufteilung des alten Herzogtums Sachsen aber wurden Adelsdynastien wie die Askani-er oder Wettiner und schließlich Militärorden zu Trägern der neuen Herrschaft. Die Expansion ging also weiter, obgleich das Königtum in der späten Stauferzeit an Bedeutung verlor und zunehmend Kompetenzen an die neuen Landesherren abgab. Es ist also angemessen, von der deutschen Ostexpansion zu sprechen, obgleich es keine deutsche Nation gab, denn es war nicht die Expansion des Reiches, sondern die verschiedener deutscher Herren.

„Grenze“ war ein Bereich, in dem man schnell Karriere machen konnte – ein Ort, an dem ein kleiner Adeliger aus dem Dorf Buxthöveden bei Bremen zum Erzbischof von Riga aufsteigen konnte; an dem vielen zweiten und dritten Söhnen des alten Adels, aber auch manchem Ministerialen der Erwerb von Gütern und schließlich die Aufnahme in die Ritterschaft eines neuen Landes gelang; und mancher Bürger aus Köln, Soest oder Magdeburg es in neuen oder nach Magdeburger oder Lübecker Recht neu verfassten, früher slawischen Städten zu Wohlstand und einem Sitz im Rat brachte. Grenze war aber auch ein Bereich, in dem Bauern aus Westfalen oder Franken nach guten Rechten angesiedelt wurden; meist mussten sie Zins zahlen und waren nicht hörig.

Wie ging es den Unterworfenen? Die patriarchalischen Republiken des Liutizenbundes, in denen die Priester eine führende Position ausgeübt hatten, wurden von den Christen vernichtet. Wo Heiden Widerstand leisteten, wurde dieser niedergeworfen, und unter der Urbevölkerung wurden – im Rahmen der in dieser Periode häufigen Kriegsform des Wüstungszugs – Massaker verübt. So berichtete der deutsche Chronist Helmold von Bosau über den Winter 1138/39 im slawischen Ostholstein (Bosau 1983:209): „Heinrich aber, der die Grafschaft innehatte, ein tätiger und tapferer Mann, sammelte heimlich ein Heer von Holsten und Stormarn, brach winters ins Slawenland ein ... Dieses ganze Land verheerten sie in einem Ansturm mit Raub und Brand, abgesehen von den Burgen, die im

Schutz ihrer Wälle und Riegel nachhaltigere Belagerung erforderten. Im folgenden Sommer spornten die Holsten sich gegenseitig an, zogen sogar ohne ihren Grafen vor die Burg Plön und eroberten unverhofft mit Gottes Hilfe diese Festung... Die darin befindlichen Slawen wurden niedergemacht. So führten sie höchst erfolgreich Krieg, verheerten auf zahlreichen Zügen das Land der Slawen und fügten ihnen zu, was sie den Sachsen hatten zufügen wollen. Das ganze Land wurde wieder zur Einöde gemacht...“ Ein neuer Graf, Adolf von Schaumburg (Bosau 1983:211), „schickte Boten in alle Lande, nämlich nach Flandern und Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland, dass jeder, der zu wenig Land hätte, mit seiner Familie kommen sollte, um den schönsten, geräumigsten, fruchtbarsten, an Fisch und Weide überreichen Acker nebst günstigen Weidegründen zu erhalten“. Adolf von Schaumburg gründet auch die Stadt Lübeck.

Wo slawische Fürsten rechtzeitig die christliche Herrschaft anerkannten, wurden sie als Lehnsfürsten wieder in ihre Rechte eingesetzt, wie in den Herzogtümern Pommern und Mecklenburg. Wo piastische (d.h. schon lange christliche) Herzöge in Schlesien im 14. Jahrhundert die böhmische Lehnshoheit anerkannten und über die Lehnspflicht des Königs von Böhmen zu Gliedern des Heiligen Römischen Reiches wurden, konnte selbstverständlich erst recht keine Rede davon sein, dass sie damit Herrschaft oder Status einbüßen würden – sie blieben Herzöge (und erinnerten bei Gelegenheit auch daran, dass ihr Geschlecht sogar königlich war). Mehrere slawische Fürsten wurden im Verlauf der Jahrhunderte also deutsch; sie wechselten ihre ethnische Identität, trugen aber noch lange slawische Vornamen. Ähnlich ging es vielen adeligen Familien, so den von Below, von Kleist oder von Puttkamer. Der Großvater des preußischen Feldmarschalls Hans David Yorck von Wartenburg war Pfarrer in einem kaschubischen Dorf und hieß Gastkowski, und der Generalfeldmarschall von Manstein hieß eigentlich Erich von Lewinski.

Viele slawische Bauern wurden „zu deutschem Recht“ angesiedelt, zu den besseren Rechten der deutschen Siedler – sie wurden wie die deutschen Bauern zinspflichtig, auch falls sie vorher hörig gewesen waren, wenn sie rechtzeitig das Christentum annahmen und die neue Herrschaft anerkannten. So in Ostholstein (Bosau 1983:213): „Oldenburg und Lütjenburg sowie die anderen Küstengegenden ließ er von Slawen besiedeln, und sie wurden ihm zinspflichtig“. Dieser Prozess der Siedlung ging weit über jene Linie hinaus, die im 14. Jahrhundert zur Grenze zwischen dem Heiligen Römischen Reich und dem Königreich Polen wurde. Die Sprache glich sich auf beiden Seiten meist der Mehrheit an; noch lange gab es in Klein- oder Groß-Polen auch deutsche Dörfer und Städte, die oberschlesische Bevölkerung östlich der Oder in Schlesien oder die kaschubische Bevölkerung in Ostpommern hielt aber ebenso selbstverständlich an ihrer slawischen Sprache fest, wo die Mehrheiten slawisch waren.

Slawen konnten durch Kriegsgefangenschaft zu Sklaven werden, was auch häufig geschah. Durch die Taufe wurde Sklaverei zu einer Art Hörigkeit gemindert. Auch für den hörigen Christen galten die Moralvorschriften der Kirche und der Handel mit Christen war verboten. Allerdings sprechen die häufigen Einschärfungen des Verbots dafür, dass es noch lange umgangen wurde. Viele Slawen blieben aber in einem Stand von Hörigkeit, der sie schon vor der deutschen Eroberung gekennzeichnet hatte, so tauchen auch Smurden in den Quellen auf (wie in den russischen Rechtsquellen), andere Hörige heißen Lassen oder Heyen. Ob die Hörigkeit von Slawen die Durchsetzung der Schollen-

pflichtigkeitkeit in Ost-Elbien im 16. und 17. Jahrhundert – welche die Rodefriheiten aufhob – erleichtert hat, ist eine noch nicht geklärte Frage.

Die letzte Phase der deutschen Ostexpansion wurde von militärischen Orden getragen, vor allem vom Deutschen Orden (Boockmann 1982). Dieser bot lange auch Söhnen aus dem Bürgertum der westlichen Städte die Möglichkeit zum Aufstieg und schuf einen der am besten verwalteten Staaten des späten Mittelalters. Der Orden lud noch bis ins 14. Jahrhundert hinein den Adel des Westens ein, gegen die Heiden zu kämpfen – diese „Litauerreisen“ hatten auch einen gesellschaftlichen Charakter. Wenn ein König teilnahm, wie etwa der Przemyslide Ottokar von Böhmen, dann wurde auch eine neue Stadt nach ihm benannt – eben Königsberg. Als jedoch der Orden nach der Taufe der Litauer 1386 nicht einsehen wollte, dass die Litauerreisen ein Ende haben mussten, weil keine Heiden mehr da waren, kam es auf dem Konzil zu Konstanz zu einem erbitterten Streit mit polnischen Gesandten. Dabei wurde deutlich, dass das Instrument des Kreuzzugs nicht mehr einsetzbar war, auch wenn die weitergehende Vorstellung der Polen, der Orden müsse aufgelöst werden, da er seine Legitimation aus dem Kampf gegen die Heiden verloren habe, nicht durchgesetzt wurde – der Orden hatte seine Länder an der Ostsee vom Papst zu Lehen genommen und damit einen mächtigen Verbündeten.

Träger der Expansion an der wandernden Grenze im Osten waren also – nach der ottonischen Periode – nicht deutsche Könige und Kaiser, sondern regionale Mächte. Da die Expansion erfolgreich war, trug sie zur Machtbasis und zur Legitimation dieser territorialen Mächte und damit insgesamt zur Entwicklung der Territorialstaaten im Heiligen Römischen Reich bei. Oft gelang es den neuen Herren auf kolonialem Boden auch, mehr Rechte zusammenzuhalten als das die alten Mächte im Westen des Reiches konnten, so dass früh geschlossene Territorien entstanden und die Machtbasis von Fürsten an der Grenze groß war, obgleich die sozioökonomische Leistungsfähigkeit hinter der des Rheinlandes etwa zurückblieb. Ohne den Erfolg der Expansion ist kaum zu erklären, warum im 14. Jahrhundert drei der vier Kurfürsten im alten Grenzsaum saßen – auch wenn der böhmische König eine ältere, vor die deutsche Expansion zurückreichende Tradition besaß und eigentlich der mächtigste jener slawischen Fürsten war, welche sich in den Aufbau des Reiches integrierten.

Gegen den böhmischen, slawischen Kurfürsten gab es auch schon im Mittelalter eine deutsche, nationale Opposition; entscheidend war jedoch die Handlungsweise der Eliten, welche Macht integrierten, sofern sie christlich war. Im „Reichsgrundgesetz“ von 1356, der Goldenen Bulle, wurde dieses breite Verständnis von Imperium in Kapitel 31 niedergelegt: „Da die Erhabenheit des heiligen römischen Reiches für verschiedene, nach Bräuchen, Lebensweise und Sprache unterschiedene Nationen Gesetze hat und Regierungshandlungen vornehmen muß, ist es würdig und angemessen ...“, dass Kurfürsten mehrere Sprachen reden und ihre Thronfolger vom siebten Lebensjahr an „in der lateinischen, italienischen und in der tschechischen Sprache“ unterrichtet werden (Zeumer 1913, Übersetzung nach Leuschner 1971). Die Luxemburger Kaiser waren zur Erhaltung ihrer Macht darauf angewiesen, dass die Differenzen zwischen deutscher, tschechischer und polnischer Sprache im Königreich Böhmen nicht das Staatswesen sprengten.

Die Grenze im Osten war demnach ein Raum, in dem kulturelle Vielfalt zum Leitmotiv auch des politischen Handelns wurde; das Reich war eben kein Nationalstaat, sondern ging mit „diversarum nacionum moribus, vita et ydiomate distinctarum leges“

(s.o.) um. Es entstand ein neuer „Grenzaum“, in dem noch lange und z.B. in Oberschlesien und den Masuren bis 1945 und in den Lausitzen bis auf den heutigen Tag slawische Sprachen neben der deutschen gesprochen wurden. Slawen wurden vielfältig zu Deutschen und Deutsche zu Slawen. In der Ethnogenese der heutigen deutschen, tschechischen und österreichischen Nationen spielten beide Ethnien eine große Rolle; neue deutsche Stämme wie Kärntner, Steiermärker, Ober-Sachsen, Brandenburger, Mecklenburger, Pommern, Preußen und Schlesier (in denen es oft noch im 20. Jahrhundert slawisch sprechende Gruppen gab und gibt), traten zu den alten Stämmen wie Nieder-Sachsen, Thüringer, Schwaben und Bayern hinzu (in deren Mitte es ebenfalls noch lange, und z.B. im Fall der Friesen und Rätomanen bis ins 20. Jahrhundert, Gruppen gab und gibt, die nicht deutsch reden). Die mittelalterliche Expansion führte also, nach der Zerstörung des Reiches durch die Nationalbewegungen im 19./20. Jahrhundert, zur Inklusion vieler Slawen (und vieler Litauer in Preußen) in die deutsche sowie vieler „windischer“ Bevölkerung der Steiermark und Kärntens in die österreichische Nation. Seit 1949 ist auch verfassungsmäßig anerkannt, dass ein Sorbe Deutscher ist.

Dass der Österreicher Adolf Hitler, der selbst von der Grenze kam, diese slawischen Bestandteile der österreichischen und deutschen Nationen für minderwertig hielt und an die Stelle dieser historischen Vielfalt der genetischen Herkunft der Deutschen eine einheitliche Rasse setzen wollte, könnte man als antihistorisch und antihuman beiseite tun, wenn nicht in der Politik Deutschlands nach 1933 reale Ansätze zur Vernichtung der slawischen Völker gemacht worden wären – und nicht die Reaktion auf diese Verbrechen 1945 zur Vertreibung der Neustämme der Preußen, Pommern und Schlesier geführt hätte.

Die Grenze Russlands gegen die Tataren

Nach der Unterwerfung Russlands durch die Mongolen seit 1237 bildeten diese allein schon deshalb den wichtigsten Feind des Landes, weil man nicht nur das Ackerland im Süden, sondern auch sehr viele Menschen verlor und einen hohen Tribut zu zahlen hatte. Hinzu kam, dass der Westen Russlands an Polen/Litauen verloren ging. Auch nach dem Zerfall des mongolischen Imperiums blieb Moskau den turksprachigen und muslimischen Tataren der Goldenen Horde tributpflichtig, bis Zar Ivan III. es 1480 wagen konnte, diesen Tribut zu verweigern.

Die Tributverweigerung entschied die Machtverhältnisse in der Steppe jedoch nur scheinbar und eröffnete dem ältesten Fernhandel Osteuropas, dem Sklavenhandel, ein altes Feld neu – die Tataren waren nun wieder frei, orthodoxe Bauern zu fangen, teils für die Güter des tatarischen Adels bei Kasan und auf der Krim, teils für den Sklavenmarkt in Kaffa. In der Regel wurden aus diesen christlichen Russen oder Polen in Anatolien muslimische Türken (Faroqhi 2001). Je mehr der eurasische Ost-West-Handel stagnierte (weil es dem Osmanischen Reich gelang, die Zugänge zu Westeuropa zu kontrollieren), desto mehr richtete sich der Handel des Wolgaraums wieder nach dem Süden; wobei auch Pelze vom Oberlauf der Kama wichtige Exportprodukte waren.

Im 16. Jahrhundert eroberte Russland jedoch den Wolgalauf. 1552 wurde das Khanat Kasan erobert, 1556 das Khanat Astrachan und ab 1582 das Khanat Sibir. Voraussetzung war eine allerdings begrenzte russische waffentechnische Überlegenheit und vor

allem wohl die größere Zahl. Die Legitimation der Eroberung waren der Glaube an die Überlegenheit des Christentums und Rache für die lange Unterdrückung; die russischen Sklaven auf den Gütern um Kasan wurden befreit. Es gab dabei manche Aussagen, die auch in einer Kreuzzugspredigt stammen hätten können: „Wo einst in der Stadt Kasan ... barbarische Moscheen standen – dort sind jetzt christliche Kirchen Gottes zu sehen, die überhell leuchten ...“ (Nolte/Vetter 1981:15). Und doch war dies kein Kreuzzug, für den der Papst Ablass von Sündenstrafen versprochen hatte, sondern ein Feldzug des Zaren – unter dem Banner der Muttergottes-Ikone.

Die teils muslimische, teils animistische, vielsprachige Bevölkerung der Wolgaregion leistete nach der russischen Eroberung dem Zaren den Eid „nach ihrem Glauben“, die Muslime also auf den Koran. Der muslimische Adel wurde von Moskau kooptiert, er diente in besonderen Truppen (Nolte 1969:54-89; Kappeler 1982, insgesamt Kappeler 1992). Es entstand eine multiethnische und multireligiöse Gesellschaft mit vielen Abstufungen:

1. An oberster Stelle der russische Wojewode und der Erzbischof;
2. der russische Adel, soweit Familien nach Kasan gezogen waren und hier Güter als Lehngut (*pomest'e*) erhalten hatten;
3. die orthodoxe Geistlichkeit unter dem Schutz des Wojewoden;
4. die tatarischen fürstlichen Familien (*knjazy*), Nachkommen aus der Familie Tschingis-Khans
5. die tatarischen adligen Familien (Mursen);
6. die russischen freien Wehrbauern (Kosaken);
7. die tatarischen freien Wehrbauern (Kosaken und Ulanen);
8. die Mullahs und Scheichs der muslimischen Geistlichkeit;
9. die städtischen russischen Schützen (*strel'cy*) der Besatzung;
10. die städtischen russischen Kaufleute und Handwerker;
11. die städtischen tatarischen Kaufleute und Handwerker;
12. die „besten Leute“ der nicht-tatarischen Völker;
13. die Angehörigen der nicht-tatarischen Völker;
14. die unmittelbar staatlichen „schwarzen“ russischen Bauern;
15. die schollenpflichtigen russischen Bauern;
16. die „wandernden Leute“ ohne feste soziale Zuordnung, z.B. die Wolgaschlepper (überwiegend Russen).

Die obersten und die untersten Schichten dieser Gesellschaft waren also russisch und orthodox, während die Mittelschichten meist muslimisch und tatarisch waren. Die russische Sozialordnung der vorpetrinischen Zeit unterschied vor allem zwischen „steuerpflichtigen“ und „dienenden“ Menschen (nach dem Verständnis von Gerechtigkeit [*pravda*] musste man entweder zur einen oder zur anderen Gruppe gehören); wer dem Zaren diente und keine Steuer zahlte, war in diesem Sinn auch vom Zaren als adelig anerkannt, und zu dieser Gruppe gehörten viele Tataren, die nach dem Verständnis der Gesellschaft und ihrer eigenen Familien Fürsten waren oder Mursen. Aber auch die tatarischen Freibauern (Kosaken und Ulanen) bildeten eine eigene privilegierte und bewaffnete Schicht, die bei Krieg im Feld zu erscheinen hatte, auch wenn der Mann nur einen Hof besaß. Ähnlich bildeten die russischen Kosaken einen Stand freier Wehrbauern, welche, auch zur Verteidigung der Verhauinien, angesiedelt wurden oder ohne Hof im Grenzaum lebten. Ihre Raubzüge in

Feindesland wurden manchmal nachträglich legitimiert, wie z. B. die Annexion des Khanats Sibir nach der Eroberung durch Kosaken unter Ataman Jermak, der von den Kaufleuten Stroganov bezahlt worden war. Die Institution der russischen Kosaken beruhte auf einer Übernahme der muslimischen Institution.

Die nicht-tatarischen Völker mussten oft eine eigene Steuer zahlen, den *jasak*. Manchmal bildeten Tataren einen Adel, meist gab es eine eigene Oberschicht, die oft „beste Leute“ genannt wurde und für die Einziehung des *jasak* verantwortlich war. Einigen aus dieser Gruppe gelang der Aufstieg unter die „dienenden Leute“.

Die untersten Schichten in der Wojewodschaft bildeten Russen, vor allem die schollenpflichtigen Bauern und die wandernden Leute. Tatarische schollenpflichtige Bauern gab es nicht, bis ins 18. Jahrhundert gab es jedoch russische schollenpflichtige Bauern auf den Gütern muslimischer Adeliger. Sowohl unter den Russen wie den Tataren gab es Hörige (Kholopen), es war jedoch verboten, dass Orthodoxe als Hörige in den Häusern von Tataren dienten.

Mit dem Tod bedroht wurde, wer etwa einen Orthodoxen zum Islam bekehrte. Umgekehrt wurde die orthodoxe Mission unter den Muslimen vom Zaren gefördert; trotzdem hat sie insgesamt nur wenig Erfolg gehabt.

Nach der Eroberung des Wolgalaufs wurde die Front verkürzt. Aber nach wie vor machten die Krimtataren weite Einfälle, die noch 1570 bis vor die Tore Moskaus führten. Man erhob eine eigene Steuer, den *vykup*, um Christen in Kaffa zurückkaufen zu können (was de facto denn doch auf eine Art Tribut hinauslief). Das militärische Problem lag darin, dass die Russen die weite offene Steppe südlich der Oka gegen die tatarische Reiterei nicht decken konnten, weil sie ihre Truppen gegen die Überraschungsangriffe nur selten schnell genug und in ausreichender Zahl zusammenbrachten. Die Zaren entschieden sich, den Kampf mit dem Instrument von Verhailinien zu führen: Quer über die Steppe wurden von der Wolga zur Oka und später weiter südlich Landwehren aus Bäumen, Zäunen, Holz und Gestrüpp angelegt, die in festen Entfernungen durch Festungen gesichert wurden. Damit wurden die Tataren zu aufwendigen Manövern gezwungen, welche meist ausreichten, um russische Reiterei an die gefährdeten Stellen zu führen. Das System der Verhailinien erwies sich im Großen und Ganzen als erfolgreich; hinter ihnen begann schon bald die bäuerliche Siedlung – und je weiter russische Bauernsiedlungen in den Süden vordrangen, desto bessere Böden standen zur Verfügung, und desto geringer wurde die Gefahr zu frühen Frosts. Allerdings kamen die russischen Bauern mit der Siedlung im Süden auch den Sklavenmärkten auf der Krim näher, und wenn es den Tataren gelang, die Verhailinien zu durchbrechen, konnten sie noch im 18. Jahrhundert schnelle Beute machen.

Im 18. Jahrhundert, unter dem Einfluss des Westens, wurde der Umgang mit den Nichtchristen systematischer und intoleranter. Schon unter Peter I. wurde der tatarische Adel des Wolgaraums sozial deklassiert und verlor weithin seinen adeligen Status. Die Mission blieb meist erfolglos, führte aber zu Umsiedlungen, da Christen und Muslime nicht im selben Dorf leben sollten. Nach der Eroberung des Krimkhanats unter Katharina 1783 wurden die nomadischen Nogaier in die Nordkaukasussteppe umgesiedelt; andere flohen über die Grenze ins Osmanische Reich. Ihre alten Weideplätze erhielten deutsche, griechische und andere Siedler für Bauernhöfe. Die Krimtataren blieben im Lande. Bei der Eroberung des Landes der Tscherkessen im Nordkaukasus kam es zu

Massakern; große Zahlen von muslimischen Kaukasiern wurden über das Schwarze Meer in die Türkei deportiert (Shenfield 1999). Das Prinzip, Völker, die irgendwie nicht ins Bild passten, umzusiedeln, wurde dann unter Stalin im 20. Jahrhundert geradezu zum alltäglichen Instrument der Politik (Poljan 2001).

Zurück zur Frühen Neuzeit. Neben den in den Staatsaufbau integrierten Kosaken gab es die „Heere“, welche den beiden slawischen Staaten Polen und Russland in der Steppe vorgelagert waren: am Dnjepr, am Don, an der Wolga und am Jaik. Sie waren von Abgaben befreit, aber verpflichtet, dem Zaren (bzw. König) im Felde zu dienen. Es waren vor allem Kosaken, welche Kriege gegen die Tataren aktiv führten, weite Einfälle in das Osmanische oder das Persische Reich machten und Kriegsgefangene als Sklaven verkauften (*jasyry*).

Ungeachtet der Sklavenjagden der Tataren und der weiten Bootseinfälle der Kosaken bis nach Anatolien herrschte übrigens zwischen dem Osmanischen Reich (zu dem das Krimkhanat gehörte) und Moskau jahrhundertlang Frieden. Die Grenze hieß hier „freies“ oder „wildes Feld“; wem dieses gehörte, konnte durchaus im Unklaren bleiben und Raubzüge (gegen die man selbstverständlich protestierte) mussten die guten Beziehungen zwischen Istanbul und Moskau nicht wirklich stören. Als die Kosakenboote bis zum Bosphorus hin Raub und Brand verbreiteten, bauten die Osmanen dort, wo die ost-europäischen Ströme ins Schwarze Meer mündeten, Festungen und zogen Eisenketten durch das Wasser. In einem gewissen Sinn bildeten diese die Südgrenze des „freien Feldes“, dessen Nordgrenze die jeweiligen Verhailinien des Zaren bildeten.

Die Kosaken hatten ihre Zentren in den Schluchten der Flüsse, die sich in den Lössboden eingegraben hatten, oder auf schilfbewachsenen Inseln. Sie waren Fischer und Bootsfahrer und wurden erst später Reiter. Beherrschten die Tataren die flachen Steppen, so beherrschten die Kosaken diese Schluchten. Ackerbau trieben die Kosaken anfangs nicht, man fing Fisch und salzte ihn ein – die Kosaken am Jaik verkauften auch Salz und Kaviar in den Norden und bezogen Getreide aus dem Norden.

Die Kosakenheere waren in der Form einer archaischen Männerdemokratie organisiert. Die Männer in jedem Dorf (*stanica*), aber auch im Heer insgesamt versammelten sich im Kreis (*krug*), wählten ihren Ataman und entschieden politische Fragen zusammen. „Selbstverständlich“ stand nicht jeder vorne, wenn über wichtige Entscheidungen debattiert wurde; über den Platz im Kreis entschieden Alter, Charisma, Ruhm im Kampf, Familie und Freunde. Die Entscheidungen fielen, wie in vielen alten Demokratien, einstimmig – es wurde also diskutiert, bis keine Gegenstimme mehr laut wurde (auch wenn das manchmal nur erreicht wurde, indem die Unterlegenen zur Abkühlung in den Fluss geworfen wurden). Gegenüber Moskau wahrten die Kosaken weitgehende Privilegien, zu denen gehörte, dass sie Bauern, welche vor der Leibeigenschaft in den Süden flohen, nicht wieder an die Gutsbesitzer herausgeben mussten.

Die Zuwanderung von Bauern änderte aber die Binnenstrukturen der Kosakenheere; die Bauern siedelten im Hinterland und konnten an den Entscheidungen des Kreises schon aus Gründen der Entfernung oft nicht teilnehmen. Die „alten“ Kosaken wurden zur Oberschicht, welche die Politik bestimmte und die Kontakte mit Moskau, Bachtshisaraj (der Hauptstadt des Krimkhanats) und Warschau in der Hand hatte. Je näher die Moskauer Herrschaft im 17. Jahrhundert mit dem Vorrücken der Verhailinien den Kosakenheeren kam, desto mehr versuchte man, die Kosaken einer „normalen“ russi-

schen Verwaltung zu unterwerfen. Die Kosaken sind deshalb Anführer mehrerer großer Aufstände geworden, welche die Freiheiten der Peripherie gegen das Zentrum zu wahren suchten, bis hin zu Pugatschow, der als Zar Peter III. dazu aufrief, alle wieder zu „schwarzen“, keinem Adligen untertanen und in diesem Sinn freien Bauern zu machen.

Das Dnjepr-Heer, das seinen Namen „Saporoger Kosaken“ von den Stromschnellen des Stromes südlich Kiew hat, war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nicht Moskau, sondern Polen zugeordnet. Die Saporoger Kosaken bildeten eine wichtige Stütze bei dem Versuch, einen unabhängigen Kosakenstaat zu schaffen, konnten sich aber gegenüber Polen und Moskau nicht durchsetzen. Als die Ukraine 1667 entlang des Dnjepr zwischen Polen und Russland geteilt wurde, erhielten die ukrainischen Kosaken mit der Hauptstadt Poltawa eine autonome Provinz unter Moskauer Oberherrschaft, die ihre Stellung bis zur Zeit Katharinas wahrte. Hier wurde die kosakische Führungsschicht im 18. Jahrhundert zum Adel (vielleicht der jüngste Adel der europäischen Geschichte, sieht man von den Geadelten des 19. Jahrhunderts ab); und die Region Poltawa wurde dann auch – neben Ostgalizien – zum Schwerpunkt ukrainischer Identitätsbildung (Kappeler 2003).

Trotz mancher Niederlagen sind die Kosakengebiete Schwerpunkte der Siedlung freier Russen geblieben, die Schollenpflichtigkeit konnte in diesen Gebieten nie umfassend durchgesetzt werden. Nach der Aufhebung der Schollenpflichtigkeit für die Bauern im russischen Zentrum 1861 unterschieden sich die Kosakengebiete dadurch, dass hier an der Peripherie relativ wohlhabende Bauern siedelten, die privates Ackerland besaßen (Druzhinina 1991). Hier konnte eine anarchistische Bewegung wie jene Nestor Machnos Anhänger gewinnen; die meisten Kosaken aber kämpften auf der konservativen Seite. Die Bolschewiki mussten die Kosakengebiete von außen erobern – eine Machtverteilung zwischen Zentrum und Peripherie, die zur Form der Zwangskollektivierung im Süden der UdSSR beitrug und zum Kontext der Hungersnot von 1932/33 gerechnet werden muss (Nolte 2002).

Zusammenfassend: Die russische Grenze war ein (zeitweise flächenmäßig großer) Raum der Freiheit, über den das Zentrum aber stets die Kontrolle behielt. Diese Machtverteilung blieb auch in der sowjetischen Periode erhalten.

Die Frontier in den USA

Die Bevölkerung Nordamerikas vor dem Erscheinen der Europäer war durch eine große Vielfalt von Sprachen und Kulturen geprägt (Feest 2001). Die Engländer unterschieden sich von diesen durch die Überlegenheit ihrer Waffen sowie ihrer Landwirtschaftstechnik und von anderen Europäern durch größere Exklusivität. Die Briten hatten schon im eroberten Irland engen Kontakt mit den katholischen „brutish savages“ abgelehnt und haben gegenüber den Indianern keine umfangreichen Missionsbemühungen unternommen (Tanner 1995:36).

An der Ostküste Nordamerikas trafen die Engländer auf eine Gartenbaukultur, in der Mais und Bohnen angebaut sowie Truthähne gezüchtet wurden. Da man ohne große Haustiere nicht düngen konnte, musste man regelmäßig neue Felder roden. Zusätzlich zum Gartenbau wurde gejagt. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – Gartenbau war Frauensache – sicherte eine relativ gute Stellung der Frau. Die Stämme waren un-

terschiedlich groß und manche herrschten über andere; es gab aber auch Bündnisse wie etwa die Föderation der Irokesen (*five nations*). Niemals gab es irgendwo so etwas wie „die Indianer“; dieser Begriff war vielmehr ein ideologisches Konstrukt der Europäer, um leichter Feindbilder aufbauen zu können.

Die Siedler waren den Indianern durch ihre Bewaffnung überlegen und brachten eine weit produktivere Form der Landwirtschaft mit, die sie ohne hohe Kosten für den Boden (denn wenn sie überhaupt Boden von den Indianern kauften, dann zu Spottpreisen) einsetzen konnten, wodurch sie vermutlich nach der ersten Phase der Rodung schon bald zu den Menschen mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt gehörten (White 1987). Außerdem verbreiteten die Europäer die Pocken, an denen ein großer Teil der Indianer starb, da sie weniger Immunität dagegen besaßen (Diamond 1997). Die Siedler veränderten die indianischen Gesellschaften auch auf andere Weise – sie schufen einen Bedarf an Pelzen und drängten die Indianer aus den fruchtbaren Ebenen in die Berge, so dass deren Speiseplan mehr auf Wild umgestellt werden musste. Beides machte die Jagd wichtiger, womit die Rolle der indianischen Frau geschwächt und jene des Mannes gestärkt wurde. Musketen wurden verkauft, und einigen Stämmen gelang es, Nachbarn im Westen zu unterwerfen und einen weit ins Hinterland reichenden Pelzhandel aufzubauen. Dabei änderte sich das Männerbild; es entstand jene Rolle des Indianers als „brave“, als tapferer und wilder Krieger, die den Erwartungen der Weißen entsprach.

Die Europäer breiteten sich in dem festen Glauben aus, nach dem Vorbild Israels ein von Gott auserwähltes Volk zu sein (Kreutzberger 1996). So glaubten sie, dass die Pocken bei den Indianern ein Zeichen seien, dass Gott auf der Seite der Siedler stehe (Stannard 1992:109). Nach dem Tod zweier Weißer 1634 und 1636 steigerten sich die gegenseitigen Racheaktionen und die Engländer erklärten den Pequot-Indianern den Krieg. Mit Hilfe anderer Indianer überfielen sie das Hauptdorf der Pequot, Mystic, während die Krieger nicht in der Nähe waren; sie setzten die Wigwams in Flammen, töteten Alte, Frauen und Kinder und verstanden auch diesen Terrorakt als Willen Gottes: „Und wirklich: Gott ließ diese Menschen derart von Angst erfaßt werden, dass sie vor uns flohen und in das Feuer rannten ...“ (Mason 1736:29)

Nach dem Siebenjährigen Krieg veränderte sich die Lage an der Atlantikküste Amerikas, weil diese nun insgesamt in britischer Hand war, so dass die Indianer nicht mehr die einen Weißen gegen die anderen ausspielen konnten. Großbritannien verbot den Siedlern jedoch, die Apalachen zu überschreiten – sowohl um die Indianer als auch den Pelzhandel zu schützen.

Der schnelle Vermögenszuwachs der Siedler gab der „Aristokratie“ der neuen Kolonien die Muße, sich der Selbstverwaltung zu widmen. Sie forderten in Amerika Parlamente, wie sie diese in England gekannt hatten, und insbesondere das Recht, über die Steuern selbst zu bestimmen. Im Rekurs auf die „Rechte aller Menschen“ revoltierten die 13 Kolonien gegen London. Da die Revolution auch darauf zielte, die Appalachen-grenze zu beseitigen, kämpften die Indianer meist auf der Seite Großbritanniens. Schon während des Unabhängigkeitskrieges wurden viele Siedlungen vernichtet, und nach dem amerikanischen Sieg mussten die Reste der Irokesen nach Kanada auswandern. Während des Unabhängigkeitskrieges und auch im zweiten britisch-amerikanischen Krieg verhärtete sich das Bild, das die Amerikaner von den Indianern hatten. Dabei trat die Kategorie der „Zivilisation“ argumentativ in den Vordergrund, bis hin zu Aussagen wie

jener, dass zivilisierte und unzivilisierte Menschen nicht im selben Territorium leben konnten.

Aber nicht alle Indianer hatten sich auf die Seite der Briten gestellt. In den heutigen Südstaaten lebten die sieben Clans der Cherokee, die Mais, Bohnen, Tabak und Sonnenblumen anbauen sowie zusätzlich Jagd und Sammelwirtschaft betrieben. Sie hatten immer wieder Land abgeben müssen und waren in die Berge zurückgedrängt worden. Die Führung der Indianer kam zu dem Schluss, dass das Volk nur als „zivilisiertes“ eine Chance zum Überleben habe. 1820 erklärte sich die Cherokee-Nation zur Republik, ein eigenes Alphabet wurde erfunden, eine eigene Tageszeitung erschien. Einige Cherokee kauften sich sogar schwarze Sklaven, um dem Vorbild der Weißen zu entsprechen. Vor allem aber wurde zum Grundgesetz erklärt, dass man kein weiteres Land abgeben könne. Damit aber stand die Cherokee-Nation all jenen Südstaatlern im Weg, welche – nachdem sie die Ebenen besetzt hatten – sich nun auch die Berge aneignen wollten.

Die offizielle Politik der USA war es in dieser Periode, die Indianer, die östlich des Mississippi lebten, in das Territorium Oklahoma im Westen des Stroms umzusiedeln. Im Mai 1830 erließ der Kongress den „Indian Removal Act“, der diese Umsiedlung vorsah; der Act bildete also eine vom Parlament beschlossene ethnische Säuberung. Mehrere Indianerstämme wollten sich daraufhin den amerikanischen Behörden unterwerfen und Bürger der Bundesstaaten werden, auf deren Territorien sie lebten; man ließ sie aber meist nicht zur Registrierung zu. Die Vertreibungen aus der angestammten Heimat begannen zuerst im Norden der Union. Die Cherokee wählten den Weg der Weißen und klagten vor dem Bundesgericht, wo sie Recht erhielten: „Die Nation der Cherokee ist eine eigene Gemeinschaft, die ihr eigenes Territorium besitzt ..., das die Bürger Georgias ohne Erlaubnis der Cherokee nicht betreten dürfen ...“ (Zitat Wilson 1998:167). Aber der Präsident der USA und Chef der Exekutive, der „Mann von der Grenze“ Andrew Jackson, soll daraufhin gesagt haben, dass der oberste Richter diesen Urteilsspruch auch selbst durchsetzen müsse. 1835 hatte man endlich eine kleine Gruppe von Verrätern gefunden, welche das Land der Cherokee (verfassungswidrig) verkauften. Der parlamentarische Führer der Gegenpartei im Kongress, John Quincy Adams, der in Harvard studiert hatte, nannte den Vertrag eine Schande, aber Jackson brachte ihn mit einer Stimme Mehrheit durch. Unter der Bewachung von 7000 Soldaten wurden die Cherokee gezwungen, aus den Bergen Georgias und Alabamas in die Steppe Oklahomas zu wandern; die Todesrate auf diesem „Trail of Tears“ lag bei 20 bis 40 Prozent (Wilson 1998:171).

Es war eindeutig, dass die weiße amerikanische Gesellschaft gerade eines nicht wollte, nämlich dass die Indianer sich „zivilisierten“. Das hätte die Legitimation der Expansion in Frage gestellt. Die Darwin-Rezeption in den USA stand noch bevor und offen rassistische Argumente waren noch selten – der Sinn der amerikanischen Indianerpolitik an der Grenze war aber klar: Man kann mit Leuten aus Deutschland oder Schweden zusammenleben und notfalls sogar mit Schwarzen (wenn sie wissen, wo sie hingehören), aber nicht mit Indianern. Dies war die vorherrschende Meinung an der Grenze – in Harvard (also ungefähr da, wo 200 Jahre vorher die Pequot in dem Massaker von Mystic dezimiert worden waren) dachte man jetzt liberaler. Hier im Osten fanden sich auch Leser für jene Literatur, in der die Erinnerung an die Bundesgenossenschaft der jungen Kolonien mit dem Irokesenbund gegen die Franzosen eine späte Verklärung er-

fuhr und die Figur des „edlen Wilden“ ihre amerikanische Ausprägung erhielt, in der sie Teil der Weltliteratur wurde: J. F. Coopers „Der letzte Mohikaner“.

Die Demokratisierung der USA wurde gerade von Präsident Jackson vorangetrieben, der als „Hinterwäldler“ (für Quincy war er einfach „a barbarian who could not write a sentence of grammar and hardly could spell his own name“, Zitat Muzzey 1953:215) der Herrschaft der Gutsbesitzer und der Gelehrten aus dem Osten ein Ende setzte: Gemäß dem Wahlspruch „to the victor the spoils“ wurden die Ämter des Staates an die Parteigänger verteilt. Von jetzt an, gestützt auf den Westen, setzte sich in den USA das Prinzip durch, dass jeder Mann eine Stimme habe. Verbunden war damit eine Wendung gegen die Intellektuellen des Ostens und ein Bild von der Grenze als dem Ort, an dem jeder, der anständig zupackt, etwas werden kann.

Auch dieser „Spirit of the border“ wurde literarisch gefasst: So beschrieb etwa Zane Grey, oft in Geschichten aus seiner Heimat Ohio, den Geist dieser Grenze, die Eigenständigkeit, den Mut und die Arbeit jener Farmer, welche in den Wäldern und später in der Prairie Höfe anlegten und Familien gründeten. Er verdeutlicht die Rolle der Frauen an dieser Grenze, die selbst mit dem Gewehr umgehen können mussten und sich nicht so leicht unterordnen ließen, auch wenn sie kein Wahlrecht hatten. Er beschreibt die Solidarität gegenüber anderen Weißen, aber auch die Vernichtung der herrnhuterischen Indianermission durch Grenzer, weil christliche Indianer nicht ins Bild passten. Als Grey all das in den 1920er-Jahren schilderte, war es freilich schon Geschichte (Wilpert 1963).

Die Aneignung der Länder westlich von Mississippi und Missouri war der letzte Akt der großen Expansion (Hine 2000). Zuerst wurde der „Ferne Westen“ besetzt. Die spanische Politik gegenüber den Indianern in Neu-Mexiko und Kalifornien zielte auf Mission und Einordnung in Arbeitsprozesse zugunsten spanischer Rancher oder patriarchalisch geführter Missionen. Die Politik der Republik Mexiko war liberaler, sie erklärte die Indianer für frei – auch wenn sich an der Realität der Lebensumstände oft nicht viel änderte, wenn mexikanische Großgrundbesitzer die Missionen übernahmen. Aber zahlreiche Indianer flohen ins Innere, von wo aus sie die mexikanische Herrschaft bis zur Küste zurückdrängte. Allerdings wurden sie 1838 durch eine Malariaepidemie dezimiert und ihre Zahl war von etwa 700 000 auf vielleicht 200 000 gefallen, als die USA die Provinz im Krieg gegen Mexiko 1848 eroberten (zum Vergleich der Indianerpolitik Mexikos und der USA siehe Feest 2000).

Nachdem in Kalifornien Gold gefunden worden war, strömten Tausende Amerikaner an den Pazifik. 1850, als der Staat in die Union aufgenommen wurde, hatte er 92 000 nichtindianische Einwohner – 1860 waren es schon 380 000. Dabei war es nicht nur die Größenordnung dieser Wanderung, welche die indianische Bevölkerung bedrohte, sondern auch der Unterschied zur mexikanischen Herrschaft, an welche die Indianer Kaliforniens ja gewohnt waren: In kürzester Zeit wurde die indianische Bevölkerung vollständig ausgerottet. Die Bevölkerung ganzer Siedlungen wurde ermordet, z.B. wenn sie Weißen die Arbeit verweigerten. Als der Stamm der Tolowa sich zum rituellen Fest der Erschaffung der Erde versammelte, wurde das Dorf umzingelt und niedergebrannt; wer zu fliehen versuchte, wurde erschossen. Bürger sammelten Geld, um Menschengräbern Prämien für Indianerskalps zu zahlen. Zwischen 1850 und 1863 wurden etwa 10 000 indianische Kinder in die Sklaverei oder Knechtschaft verkauft, wodurch sie überlebten. In den Worten von James Wilson: „Wahrscheinlich starben in Kalifornien mehr

Indianer in der Folge von bewußtem, kaltblütigen Genozid als irgendwo sonst in Nordamerika.“ (Wilson 1999:228, insgesamt 214-246)

Das letzte Kapitel der Geschichte der „frontier“ bildeten die „plains“, die Prairien, die lange als „Wüste“ galten. Sie waren von indianischen Stämmen erst dichter besiedelt worden, als das Pferd (wieder) nach Amerika gekommen war (durch die Spanier); die Indianer lebten von der Jagd, sie verkauften Pelze und Pemmikan (von den Frauen haltbar gemachtes Büffelfleisch) an spanische, französische und später amerikanische Pelzhändler und kauften Kleidung und Getreide.

1862 sicherte die Regierung von Abraham Lincoln im „Homestead-Act“ gesetzlich zu, dass jeder Bürger der USA über 21 Jahre in den noch „freien“ Gebieten, ohne für das Land etwas zu bezahlen, eine Farm von 60 bis 100 Morgen in Besitz nehmen dürfe. Eine außerordentliche Agrarkonjunktur beflügelte diese letzte Expansion: Der Bürgerkrieg ließ die Preise für Getreide emporschnellen und zugleich begann amerikanischer Weizen auf dem Weltmarkt gegen russischen zu konkurrieren. Die amerikanischen Farmer lernten, in ariden Klimata zu ernten. 1867 kam der so genannte „McCormick“ auf den Markt – der erste „Selbstbinder“, der das geerntete Getreide über der Schneide des Mähers anfangs beiseite schob, später in Garben band. Das machte die Erschließung neuer Getreideflächen profitabler und führte auf Flächen, auf denen noch nie Getreide gestanden hatte, einen Stand von Technik ein, der in manchen deutschen Dörfern noch zwei Generationen später revolutionär war.

Dass es „neben“ solcher Technik noch Jägervölker in den USA gab, erschien ungläublich. Nachdem schon 1839 S. G. Morton die Überlegenheit der weißen Rasse durch Schädelmessungen zu belegen versucht hatte – mit der Schlussfolgerung, dass der Indianer nicht einmal zur Versklavung taugte –, begann jetzt die Rezeption des Sozialdarwinismus in den Staaten (Wilson 1998:234-237). Die Indianer wurden als schwächere Rasse gesehen. Dass sie so oft Seuchen zum Opfer fielen, schien dies zu untermauern – womit das alte Argument von Epidemien als Zeichen Gottes eine scheinwissenschaftliche, säkulare Form erhielt.

Dass es 1876 den Sioux gelungen war, in der Schlacht am Little Big Horn ein Regiment der 7. US-Kavallerie zu vernichten, festigte nur die Entschlossenheit, eine denkbare und historisch mögliche andere Entwicklung – die Aufnahme indianischer „first nations“ (wie die Kanadier heute Indianer- und Eskimo-Völker nennen) in die Union auf gleicher Ebene – durch Zerstörung der fremden Sozialstruktur und Degradierung der anderen Ethnien unmöglich zu machen. Die Eisenbahngesellschaften und die Armee vernichteten bewusst die Büffelherden (Tanner 1995:126), um die Indianer durch Hunger in die Reservationen zu zwingen. Aber auch dort waren sie nicht sicher: Der Anführer der Sioux am Little Big Horn, Sitting Bull, wurde 1890 in einem Handgemenge mit der Polizei erschossen, als die Regierung Unruhen fürchtete. Im selben Jahr wurde die letzte „frei“ durch die unfruchtbarsten Gegenden des Westens ziehende Gruppe von Sioux unter ihrem Häuptling Big Foot, nachdem sie ihre Waffen abgegeben hatte, an der Flussbiegung „Wounded Knee“ von Einheiten der 7. Kavallerie massakriert. Am 22. April 1889 wurde auch der Oklahoma-Vertrag gebrochen: Auf den Startschuss hin durften Siedler in das Indian Territory hineinpreschen (in das die Cherokee und viele andere Stämme 40 Jahre vorher umgesiedelt worden waren). Am Abend war ein großer Teil des Landes in Farmen aufgeteilt, waren Städte abgesteckt und sogar die Wahlen für

die Regierung des neuen Mitgliedsstaates der Union, Oklahoma, schon vorbereitet (Muzzey 1953:379).

Das signalisierte das Ende der Expansion, „the closing of the frontier“. 1893 versuchte der Historiker Frederick Jackson Turner bei einem Historikertag in Chicago die Bedeutung der Grenze für die USA zu bestimmen – Ausbreitung in „freies Land“ habe seit 400 Jahren Amerika geprägt und zähe und unternehmerische Menschen geschaffen. Nun sei es an der Zeit, Entwicklung nicht in der „Wilderness“, sondern durch Bildung und Wissenschaft zu suchen. Dieses Stichwort wurde allerdings auch aufgenommen, um die neue Expansion über die Grenze hinweg zu legitimieren – und Präsident Theodore Roosevelt, der am Krieg gegen Spanien teilgenommen hatte, verbreitete selbst das Bild des amerikanischen Mannes als eines einsamen, harten Jägers (mit einem vorzüglichen Gewehr): Im Nachkommen holländischer Großkaufleute „erwachte der alte Sachse“, er „erfand sich selbst neu als Verwandten der Vagabunden, die an seiner Seite galoppierten“ (Zitate bei Hine 2000:498) – wie vor ihm Buffalo Bill und nach ihm Millionen von Bewunderern der Hollywood-Western. Die Stadt hatte den Westen eingeholt, und an die Stelle der realen Hoffnung auf die heile Welt der kleinen Farmen mit glücklichen Familien trat der Mythos.

Die indianischen Völker hatten den Jahrhunderte dauernden Krieg verloren, ihre Bevölkerung wurde von geschätzten sieben bis zehn Millionen bei Ankunft der Engländer auf weniger als 250 000 reduziert (Wilson 1998:283). Nach der Jahrhundertwende nahm ihre Zahl jedoch wieder zu und heute leben etwa zwei Millionen Indianer in den USA. 1924 erhielten sie die Staatsbürgerschaft, auch wenn sie um das Wahlrecht in den einzelnen Staaten noch lange kämpfen mussten. Wo Gruppen überlebt haben, wurden sie überwiegend nicht in die allgemeine Bevölkerung integriert, sondern bilden eigene kleine Ethnien.

Radikalisierungen der Grenze

Der Vergleich der drei Grenzfälle hat Ähnlichkeiten und Unterschiede verdeutlicht. Überall war Grenze am Anfang keine Linie, sondern ein Saum, eine Zone. Überall sicherte ein theologisches oder ideologisches Konstrukt die Legitimation der Expansion – Kreuzzug gegen die Wenden und Liven, Sicherung der christlichen Staatsmacht Moskaus gegen die Tataren, zivilisatorische und schließlich russische Überlegenheit gegenüber den Indianern. Überall trieben konkrete Interessen, meist an Land für Siedlung, diese Säume immer weiter hinaus, immer weiter fort vom Zentrum – nach Osten, Süden oder nach Westen. Überall war militärtechnische Überlegenheit eine Voraussetzung.

Aber auch Unterschiede werden deutlich. Vergleicht man Grenzregime und Grenzregionen innerhalb Europas über die Jahrhunderte hinweg (Nolte 1997), dann ergibt sich der Eindruck einer vom lateinischen Westen ausgehenden Radikalisierung, die mit der fehlenden Toleranz der römischen Kirche gegenüber Minderheiten und z.B. der Übernahme eines theologischen Konstrukts wie der Schwertmission zusammenhing, aber auch mit der sozialen Dynamik Westeuropas sowie der zunehmenden technischen und organisatorischen Überlegenheit gegenüber den „Barbaren“. Diese westeuropäischen Konzepte mit ihrer größeren Systematik führen schon im Mittelalter zu einem Leitbild vollständiger Exklusion der Nichtchristen.

Die muslimischen Staaten jenseits der Grenzen europäischer Mächte duldeten stets Angehörige anderer Buchreligionen wie Christen und Juden, so dass es möglich blieb, in den Grenzsäumen zusammenzuleben oder die Grenzen zu überschreiten. Auch im Bereich des orthodoxen Russland, wie übrigens ebenfalls im katholisch geführten Polen, waren die jeweiligen Ostgrenzen in der Frühen Neuzeit manchmal viele hundert Kilometer breite Säume in der Steppe. Vielleicht auch deswegen, weil es offenbar so viel Platz gab, konkret aber aus der Teilnahme an den Machtkämpfen der Steppe heraus siedelten sowohl der König wie der Zar muslimische Überläufer im eigenen Machtbereich an. Der Zar gliederte beim russischen Vorrücken in die „Tartarei“ muslimische bewaffnete Verbände in das eigene Machtssystem ein. Das war anders als im Westen – in Andalusien erzwangen die Eroberer die Taufe und verfolgten später die „Neuchristen“ mit der Frage nach dem „Blut“, also der Frage nach den Eltern und Ureltern, die sich einmal der Zwangstaufe gebeugt hatten. Der Übergang zu einer rassistischen Interpretation lag hier nahe.

Der Charakter einer kirchlich und staatlich definierten Exklusion wird an der Ostgrenze des Heiligen Römischen Reiches besonders deutlich: In der Eroberungssituation des 12. und 13. Jahrhunderts wurden heidnische Stämme, teilweise durch terroristische Pogrome, zur Massentaufe gezwungen. Danach gab es eine über die Jahrhunderte hinweg vor sich gehende sprachliche Angleichung zwischen den zugewanderten deutschen (holländischen, friesischen, wallonischen) Bauern und ihren slawischen Nachbarn nach den Mehrheitsverhältnissen. Unterschiede der Rechtsstellung zwischen slawischen und deutschen Bauern wurden im 16. Jahrhundert mit der Durchsetzung der Schollenpflichtigkeit für fast alle eingegeben. Die spätmittelalterliche Reichsverfassung wollte sicherstellen, dass ethnische Kriterien keine zentrale politische Bedeutung gewannen, obgleich sie durchaus eine Rolle spielten. Erst nach dem Sieg am Weißen Berge 1620 gaben die Habsburger dem deutschen Adel in Böhmen ein derartiges Übergewicht, dass der Sieg der tschechischen Bewegung im 19. und 20. Jahrhundert auch zum Sieg der Demokraten wurde (weil es eben fast keine tschechische Aristokratie mehr gab).

Die „Frontier“ der Vereinigten Staaten war ebenfalls ein eigener und anfangs sehr großer Raum, in den die Siedler vordrangen. Die indianische Bevölkerung hatte kaum eine Chance zur Integration, da die Exklusion nach ethnischen Kriterien erfolgte. Wo die Weißen ihre Expansion mit religiösen Konzepten begründeten, bewirkte die partikuläre Struktur der protestantischen Kirchen, dass es keine Kontrolle „theologischer“ Aufrufe gab (anders als etwa in der Diskussion zwischen Theologen der Polen und des Deutschen Ordens auf dem Konzil von Konstanz). Mit zunehmender Aufklärung beriefen sich die USA auf säkulare Kriterien wie Zivilisation. Da die Regierung sich an Verträge mit Indianern nicht hielt – selbst wenn die Gerichte anders votierten –, wurde deutlich, dass die Regierung gegenüber Indianern den Standard Zivilisation aber nicht wirklich gelten lassen wollte. Die Legitimation von Vertreibungen wurde entsprechend zunehmend rassistisch. Mit dem „closing of the frontier“ 1889 wurden meist der Bestand an Reservationen festgeschrieben und die Vertreibungen beendet.

Abgesehen von „alten“, in den Differenzen des europäischen Systems seit dem Mittelalter fassbaren Besonderheiten von Kirchen oder Ländern gab es auch einen umfassenden Prozess der Radikalisierung der Grenze. Dies hing mit der Geschichte des Welt-Systems insgesamt zusammen oder auch, wenn man so will, mit dem Sieg des Westens. Das schnelle Wachstum der Bevölkerungen christlicher Länder führte dazu,

dass immer neue Land suchende Migranten an die Grenze zogen – von der deutschen Ostexpansion bis zur amerikanischen Westexpansion. Die Grenzsäume wurden schnell „aufgefüllt“, und allein die Menge erhöhte die Notwendigkeit für Grenzen, die schließlich zu einem Strich im Gelände wurden. Damit wurde Frontier als „dynamischer Raum“ (Drekonja 1999) beendet.

Der Vormarsch von Grenzen war in allen Fällen mit Massenmord und Vertreibung verbunden, aber diese werden im 19. Jahrhundert nicht nur säkular begründet, sondern vor allem immer systematischer. Auch in Russland war die Eroberung einer neuen Provinz am Kuban mehr von Umsiedlung und Vertreibung begleitet als die Expansion an Wolga und Kama. Amerikanische Siedler haben im 19. Jahrhundert in Kalifornien und Texas systematisch Indianer ermordet; Ziel staatlicher Politik ist Genozid in den USA jedoch nicht gewesen. Die deutsche Kriegsführung gegen die Herero in Südwestafrika überschritt dagegen die Grenze zum Genozid. Schließlich wurde im Nationalsozialismus der vollständige Genozid an Juden und Zigeunern sogar zum Ziel staatlicher Politik.

Der Versuch, die rechtliche Verfolgung eines solchen Verbrechens auf Weltebene durchzusetzen, wurde mit der Konvention gegen den Genozid 1948 begonnen (Bundesgesetzblatt 1954, Teil II:730f). Die Konvention hatte jedoch nur eine Chance, Gesetzeskraft zu erlangen, wenn die großen Mächte zustimmten – wegen des sowjetischen Rechtsverständnisses rechnet die Konvention Politizid (also Ermordung von Menschengruppen aus politischen Gründen) jedoch nicht zum Tatbestand, und wegen des angelsächsischen Rechtsverständnisses fehlt „Umsiedlung“. Dieses Instrument der Politik hatten die Großmächte in Potsdam ja auch gerade erst vertraglich sanktioniert. Die Politik des „Removal“, der Umsiedlung oder Vertreibung der Angehörigen von Ethnien, die auf der falschen Seite der Grenze lebten, ist von der Weltgemeinschaft bisher völkerrechtlich nicht verurteilt worden.

In allen vorgestellten Fällen gab es eine „Freiheit der Grenze“ – eine Freiheit, schnell reich zu werden, den engen Kontrollen daheim zu entgehen, neue Gesellschaftsformen aufzubauen oder auch alte Gesellschaftsformen – wie die Selbstbestimmung der Kosaken im Kreis – an der Grenze zu retten. In Russland ging dieses innovative Potenzial jedoch verloren, weil das Zentrum die gesamte Entwicklung kontrollierte, woran auch die Oktoberrevolution nichts änderte. In Amerika entstand an der Grenze eine wohlhabende weiße Bevölkerung, die offen war für Erfindungen und zum Beispiel in der Agrartechnik eine Revolutionierung trug. Hier wurde jeder Waffen tragende Mann für grundsätzlich gleich angesehen. Die „Frontierstaaten“ bildeten deshalb die politische Grundlage für die langsame Durchsetzung des Prinzips „ein Mann, eine Stimme“ in den USA. Hier wurde aus dem in den Kolonien tradierten Ständewesen die Demokratie eine Stufe weiterentwickelt, indem auch die nicht grundbesitzenden und nicht steuerzahlenden Menschen eine Stimme erhielten (sofern sie männlich und weiß waren).

Der Doppelcharakter der Rolle der Grenze in den USA als Motor von Demokratisierung und Modernisierung, aber auch als Ort einer Vielzahl von Genoziden an indianischen Gruppen verweist mit Schärfe auf das „Janusgesicht der Moderne“. Hannah Arendt, für welche Hannover von den Nationalsozialisten zur falschen Seite der Grenze gemacht wurde und die im Zufluchtsland USA überlebte, hat die Krise des Nationalstaats vor dem Zweiten Weltkrieg u.a. daran festgemacht, dass eine steigende Zahl von Vertriebenen und Staatenlosen das Grundversprechen des modernen Staates in Frage stell-

te, gleiches Recht für alle zu sichern (Arendt 1986:422-470). Sie hat bei dieser Kritik übersehen, dass schon vor dem Ersten Weltkrieg viele Nationalstaaten dieses Versprechen nicht hielten – Hunderttausende polnische und russische Saisonarbeiter schufteten innerhalb der deutschen Grenzen, ohne Bürgerrechte zu besitzen (Saldern 1995), und Hunderttausenden amerikanischen Indianern wurden nicht nur die Bürgerrechte versagt, sondern oft genug auch der Schutz des Staates gegen Raub und Mord, obgleich sie innerhalb der Grenzen der USA lebten.

Literatur

- Ahrweiler, Hélène/Aymard, Maurice, Hg. (2000): *Les Européens*. Paris: Herman
- Arendt, Hannah (1986, 1951 deutsch): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München: Piper
- Aust, Martin (2000): *Rossia Siberica*. In: *Zeitschrift für Weltgeschichte (= ZWG) 1*: 39-64
- Beumann, Helmut, Hg. (1973): *Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Boockmann, Hartmut (1982): *Der Deutsche Orden*. München: Beck
- Bosau, Helmold von (1983): *Slawenchronik*. Übertragen von Heinz Stoob (= *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters Bd. XIX*). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Diamond, Jerry (1997): *Guns, Germs and Steel*. New York: Vintage (deutsch unter dem Titel *Arm und Reich*. Frankfurt am Main 1999: Fischer)
- Dralle, Lothar (1991): *Die Deutschen in Ostmittel- und Osteuropa*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Drekonja, Gerhard (1999): *Frontier/frontera: »Grenze« als dynamischer Raum*. In: *Periplus 1999*: 97-116
- Druzhinina, Elen Iosafovna (1991): *Southern Ukraine in 18th. and 19th. Centuries*. In: *Internal Peripheries in European History*, Hg. Hans-Heinrich Nolte. Göttingen: Musterschmidt: 219-228
- Faroghi, Surayia (2001): *Quis custodiet custodes? Controlling Slave Identities and Slave Traders in Seventeenth- and Eighteenth-Century Istanbul*. In: *Frontiers of Faith*, Hg. Esztor Andor/István György Tóth. Budapest: CEU
- Feest, Christian (2000): *Die Indianerpolitik Mexikos und der USA 1830 bis 1930*. In: *Die vielen Amerikas*, Hg. Friedrich Edelmayer/Bernd Hausberger/Hans Werner Tobler. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel: 89-106
- Feest, Christian (2001): *Die eingeborenen Völker Nordamerikas um 1500*. In: *Die Neue Welt*, Hg. Friedrich Edelmayer/Margarete Grandner/Bernd Hausberger (= *Edition Weltregionen Bd. 3*). Wien: Promedia: 23-40
- Feldbauer, Peter/Liedl, Gottfried/Morissey, John (2001): *Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion*. Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/Oldenbourg
- Heinrich von Lettland (1975): *Livländische Chronik*, Hg. Albert Bauer. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Higounet, Charles (1990): *Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter* (deutsch München: dtv)
- Hine, Robert V./Faragher, John Mack (2000): *The American West*. New Haven: Yale University Press
- Kahl, Hans-Dietrich (1973): *Compellere intrare*. In: Beumann, Hg.: 177-276
- Kappeler, Andreas (1982): *Rußlands erste Nationalitäten*. Köln: Böhlau

- Kappeler, Andreas (1992): *Russland als Vielvölkerreich*. München: Beck
- Kappeler, Andreas (2003): *Der schwierige Weg zur Nation. Beiträge zur neueren Geschichte der Ukraine* (Wiener Archiv für die Geschichte des Slawentums und Osteuropa 20). Wien: Böhlau
- Kluge, Friedrich (1967, 20. Aufl.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin: de Gruyter
- Krapp, Berthold, Hg. (1972): *Westslawen und westslawisches Erbe in Deutschland*. Stuttgart: Klett
- Kreutzberger, Wolfgang (1996): *Das Gottesvolk in der Wildnis*. In: *Amerika – Das andere Gesicht Europas?*, Hg. Claus Füllberg-Stolberg/Reinhard Göring. Pfaffenweiler: Centaurus
- Leuschner, Joachim, Hg. (1971): *Das Reich des Mittelalters*. Stuttgart: Klett
- Mason, John (1736): *A Brief History of the Pequot War*. Boston
- Mitterauer, Michael (2002): *Roggen, Reis und Zuckerrohr. Drei Agrarrevolutionen des Mittelalters im Vergleich*. In: *Beiträge zur Historischen Sozialkunde 1/2002*: 4-13
- Muzzey, David (1953): *A History of our country*. Boston: Ginn and Company
- Nitz, Hans-Jürgen (1994): *Historische Kolonisation und Plansiedlung in Deutschland*. Berlin:
- Nolte, Christiane (1991): *Andalusia – Country of Missed Chances or Paradise lost*. In: *Internal Peripheries in European History*, Hg. Hans-Heinrich Nolte. Göttingen: Musterschmidt: 67-90
- Nolte, Hans-Heinrich (1969): *Religiöse Toleranz in Rußland 1600–1725*, Göttingen: Musterschmidt
- Nolte, Hans-Heinrich (1975): *„Drang nach Osten“*. Sowjetische Geschichtsschreibung der deutschen Ostexpansion. Frankfurt am Main: EVA
- Nolte, Hans-Heinrich/Vetter, Wolfgang, Hg. (1981): *Der Aufstieg Rußlands zur europäischen Großmacht*. Stuttgart: Klett
- Nolte, Hans-Heinrich (1992): *Europe in the Global Society till the 20th Century*. In: *International Social Science Journal 131* (1992): 24-39
- Nolte, Hans-Heinrich (1997): *Von Andalusien bis Tatarstan. Innere Peripherien der Frühen Neuzeit im Vergleich*. In: *Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft*, Hg. Nada Boškovska Leimgruber. Paderborn: Schöningh: 127-144
- Nolte, Hans-Heinrich (2002): *Die Kette innerer Peripherien entlang christlich-muslimischer Fronten. Eine Forschungshypothese*. In: *ZWG 3/1*: 41-58
- Richard, Jean (2000): *L'expansion européenne: les croisades*. In: Ahrweiler/Aymard, Hg.: 155-164
- Poljan, Pavel (2001): *Ne po svoej vole*. Moskva: Memorial
- Saldern, Adelheid von (1996): *Polnische Arbeitsmigranten im Deutschen Kaiserreich: Menschen zweiter und dritter Klasse*. In: *Deutsche Migrationen*, Hg. Hans-Heinrich Nolte. Münster: LIT: 102-113
- Samsonowicz, Henryk (2000): *La tripartition de l'espace européen*. In: Ahrweiler 2000, 229-238
- Shenfield Stephen (1999): *The Circassians. A Forgotten Genocide?* In: *The Massacre in History*, Hg. Mark Levene/Penny Roberts. New York: Berghahn: 149-162
- Stannard, David E. (1992): *American Holocaust*. Oxford: Oxford University Press
- Strzelczyk, Jerzy (2001): *Slawen, Deutsche und Dänen*. Poznań: UAM
- Stolberg, Eva Maria (2003): *Die sibirische Frontier und Rußlands Stellung in der Weltgeschichte*. In: *ZWG 4.1*: 91-114
- Tanner, Helen Hornbeck, Hg. (1995): *The Settling of America*. New York: MacMillan
- White, Colin (1987): *Russia and America. The Roots of Economic Divergence*. London: Croomhelm
- Wilpert, Gero von (1963): *Lexikon der Weltliteratur*. Stuttgart: Kröner
- Wilson, James (1998): *The Earth Shall Weep. A History of Native America*. London: Picador
- Zeumer, Kurt, Hg. (1913, 2. verm. Aufl.): *Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit*. Tübingen: Mohr

Historische Sozialkunde /
Internationale Entwicklung

Geschäftsführende HerausgeberInnen:

Joachim Becker (Volkswirtschaft, Wien)
Karin Fischer (Institut für Stadt- und Regionalforschung, ÖAW, Wien)
Gerald Hödl (Internationale Entwicklung, Wien)
Karen Imhof (Institut für Stadt- und Regionalforschung, ÖAW, Wien)
Andrea Komlosy (Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wien)
Pia Lichtblau (Internationale Entwicklung, Wien)
Wolfram Manzenreiter (Ostasienwissenschaften, Wien)
Christof Pamreiter (Institut für Stadt- und Regionalforschung, ÖAW, Wien)

HerausgeberInnen:

Axel Borsdorf (Geographie, Innsbruck)
Peter Feldbauer (Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wien)
Margit Franz (Zeitgeschichte, Graz)
Ingeborg Grau (Afrikanistik, Wien)
Karl Husa (Geographie, Wien)
Franz Kolland (Soziologie, Wien)
Helmut Kramer (Politikwissenschaft, Wien)
Sepp Linhart (Ostasienwissenschaften, Wien)
Walter Schicho (Afrikanistik, Wien)
Anselm Skuhra (Politikwissenschaft, Salzburg)
Irene Stacher (Afrikanistik, Wien)

für den Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS),
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
und den Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den
österreichischen Universitäten

Joachim Becker
Andrea Komlosy (Hrsg.)

Grenzen weltweit
Zonen, Linien, Mauern
im historischen Vergleich

Historische Sozialkunde /
Internationale Entwicklung 23

PROMEDIA

SÜDWIND

613/111 1142 2 100

Gedruckt mit Förderung der Österreichischen Entwicklungszusammenarbeit und des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien

**Österreichische
Entwicklungszusammenarbeit**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Beiträge zur Historischen Sozialkunde / Internationalen Entwicklung 23/2004
Journal für Entwicklungspolitik, Ergänzungsband 15

1315745
G

Universitätsbibliothek
Europa - Universität
Viadrina
Frankfurt (Oder) E

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Joachim BECKER – Andrea KOMLOSY Vorwort | 7 |
| Joachim BECKER – Andrea KOMLOSY Grenzen und Räume – Formen und Wandel Grenztypen von der Stadtmauer bis zum »Eisernen Vorhang« | 21 |
| Hans-Heinrich NOLTE Deutsche Ostgrenze, russische Südgrenze, amerikanische Westgrenze Zur Radikalisierung der Grenzen in der Neuzeit | 55 |
| Joachim BECKER – Asli E. ODMAN Von den inneren zu äußeren Grenzen Die Auflösung von Habsburgermonarchie und Osmanischem Reich im Vergleich | 75 |
| Andrea KOMLOSY Migration und Freizügigkeit Habsburgermonarchie und Europäische Union im Vergleich | 101 |
| Henning MELBER Grenzen des (post-)kolonialen Staates Von Deutsch-Südwest nach Namibia | 125 |
| Viktoria WALTZ Israel – Palästina Ein Siedlerstaat im Spiegel der Raumordnung und Raumplanung | 141 |
| Helga SCHULTZ Geteilte Städte oder Zwillingstädte? Konjunkturen von Trennung und Kooperation | 161 |
| Hannes HOFBAUER Jugoslawische Zerfallslinien Aktuelle Grenzen in historischer Perspektive | 185 |

© 2004 Verein für Geschichte und Sozialkunde, Promedia Verlag & Südwind/Wien
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm, CD oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Jarmila Böhm
Umschlagfoto: Andrea Komlosy, © Promedia
Lektorat: Andrea Schnöller/Martin Johler
Satz: Marianne Oppel
Druck: Interpress, Budapest
ISBN 3-85371-220-7

| | |
|--|-----|
| Joachim BECKER – Paola VISCA Dollars, Pesos, Patacones Grenzen des Geldes in Argentinien | 203 |
| Karen IMHOF Grenzenlose Ökonomie – begrenzte Migration Mexiko und NAFTA | 219 |
| Autorinnen und Autoren | 235 |

Joachim Becker – Andrea Komlosy

Vorwort

Allerorts ist seit dem Fall des Eisernen Vorhanges von der Aufhebung von Grenzen die Rede, von Integration und Freizügigkeit als Ausdruck eines zusammenwachsenden „Global Village“. Die Vervielfachung und Beschleunigung der Kapital-, Waren- und Migrationsströme gilt dafür als Indikator. Es scheint, als gehörten Grenzen der Vergangenheit an, noch bestehende Restexemplare gilt es dem herrschenden Konsens zufolge auf dem unaufhaltsamen Weg in die supranationale Integration und in die Weltgesellschaft zu überwinden.

Bei näherem Hinsehen springen gleichwohl alte und neue Barrieren ins Auge. Zwar gibt es keinen Eisernen Vorhang und keine Berliner Mauer mehr, „Schengen“ und die Befestigungslinie zwischen den USA und Mexiko grenzen indes Zentralräume von Randgebieten ab. Zudem existieren Mauern zwischen Stadtvierteln unterschiedlicher religiöser und ethnischer Gruppen von Belfast über Ústí nad Labem bis Jerusalem. Zur Isolierung der Palästinenser in den besetzten Gebieten wird von Israel eine modernisierte Variante des „Eisernen Vorhangs“ fertig gestellt. Auch Staaten der Peripherie dokumentieren durch die Errichtung von Grenzzäunen territoriale Ansprüche bzw. hoffen, unerwünschte Migration oder Schmuggel zu unterbinden. Marokko sicherte sich in den 1980er-Jahren mit dem Hassan-Wall die Herrschaft über die annektierte Westsahara. Im Jahr 2003 errichtete Botswana einen Grenzzaun gegen Flüchtlinge aus Zimbabwe, ein ähnliches Vorhaben im indischen Gliedstaat Assam gegen Einwanderer aus Bangladesh scheiterte an der Weitläufigkeit des Brahmaputra-Deltas. Saudi-Arabien zog eine Sperranlage gegen das mutmaßliche Einsickern von Waffenschleppern aus dem Jemen auf.

Neue Grenzen entstehen durch neue Staatsgründungen von Estland bis Moldawien. Zonen, Linien, Marken und Mauern sind also keineswegs von der Landkarte verschwunden. Auch die Europäische Union und die Vereinigten Staaten von Amerika umgeben sich mit starken Außengrenzen. Sie errichten ein strenges Grenzregime, das erwünschte von unerwünschten Einreisenden trennt. Innerhalb der Staaten dienen Aufenthaltstitel zur Unterscheidung zwischen „legal“ und „illegal“ Anwesenden. Diese Spaltung zieht sich durch Wohnungs- und Arbeitsmärkte, Bildungswege und Freizeitverhalten.

In dem Maße, wie der Staat an Kraft verliert, gewinnt die Region an Bedeutung. Die Globalisierung der Wirtschaft verstärkt den Wettbewerb um möglichst hochrangige Investitionen. Das Bemühen einzelner Regionen, sich im Standortwettbewerb in Szene zu setzen, begünstigt die jeweilige regionale Identität. Diese beruft sich auf Geschichte